

TIM PIEPER

Mord im Tiergarten

HISTORISCHER KRIMINALROMAN



emons: eBook

Tim Pieper, geboren 1970 in Stade, studierte nach einer Weltreise Neuere und Ältere deutsche Literatur und Recht. Seit 1998 lebt er in seiner Wahlheimat Berlin und nutzt jede Gelegenheit, um die spannende und abwechslungsreiche Geschichte der Stadt zu erkunden. Nach »Mord unter den Linden« ist »Mord im Tiergarten« der zweite historische Kriminalroman um den Kriminologen Dr. Otto Sanftleben im Emons Verlag. www.timpieper.net

Dieses Buch ist ein Roman. Die Handlung ist frei erfunden, wenngleich im historischen Umfeld eingebettet. Einige Personen, Ereignisse und Orte sind historisch, einige sind es nicht.

[Hier](#) finden Sie Übersetzungen der fremdsprachigen Passagen, inhaltliche Erläuterungen und Quellenangaben zu Zitaten.

© 2013 Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Siegessäule und Tiergarten/Photochrom
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
eBook-Erstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-86358-294-4
Historischer Kriminalroman
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Für Steffi und Moritz

Prolog

Die Kolonie Neu-Germanien in Paraguay, im Juli 1889

Als die Brüllaffen in den Baumwipfeln aufschrien, als die Papageien und Aras einstimmten und es ringsum in den Büschen zu rascheln begann, stand er stocksteif da und lauschte in die Ferne. Etwas hatte die Tiere aufgeschreckt, etwas hatte sie alarmiert, aber so angestrengt er in das grüne Dickicht auch horchte, er konnte kein Geräusch ausmachen, das menschlichen Ursprungs war und ihm gefährlich werden konnte.

Mehrmals atmete er tief durch, um sich wieder zu beruhigen. Dabei erinnerte er sich daran, dass er sich am Morgen vorgenommen hatte, sein Tagewerk zu verrichten, als wäre nichts geschehen. Er wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn, griff nach dem Schaufelstiel und stieß das stählerne Blatt in die rote Erde, um die Arbeit am Entwässerungsgraben fortzusetzen. Den Aushub warf er über seine Schulter zurück, wo er im Schlamm landete.

Natürlich war ihm klar, dass er einige Siedler gegen sich aufgebracht hatte. Als Trunkenbolde, Lüstlinge und Betrüger hatte er sie bezeichnet. Nach der Versammlung hatten sie ihm aufgelauert und ihn am Kragen gepackt. Während sie ihn gegen die Hauswand gestoßen hatten, hatten sie ihn wüst beschimpft. Er wusste nicht, ob sie ihren Drohungen auch Taten folgen lassen würden, aber er befürchtete das Schlimmste.

Trotzdem war es richtig gewesen, das Wort zu ergreifen. Er war es seinem verstorbenen Mentor Bernhard Förster, dem Gründer der Kolonie Neu-Germanien, den ehrbaren Siedlern und sich selbst schuldig gewesen, auf den Sittenverfall hinzuweisen. Der plötzliche Tod ihres Führers hatte nichts an den Möglichkeiten geändert, die sich ihnen hier boten und die sie im Überlebenskampf der weißen Rasse nutzen mussten.

In Deutschland hatten sie seit Jahrhunderten eine Herabstufung durch die Vermischung mit Juden und anderen Völkern hinnehmen müssen. Hier, in den abgeschiedenen Wäldern von Paraguay, konnten sie ihr Blut reinigen

und ihre rassische Überlegenheit zurückerlangen. Hier konnten sie sich auf Tugenden wie Heldenmut, Opfersinn, Pietät und Treue besinnen. Hier konnte ein neues Germanien entstehen, das eines Tages die Welt beherrschen würde.

Er verscheuchte einige Bremsen von seinen nackten Beinen. Dann grub er mit wiedererstarkter Zuversicht weiter. In dieser Wildnis hatte er zum ersten Mal erfahren, dass er etwas mit seinen Händen schaffen konnte. Das Ergebnis seiner Anstrengungen zu betrachten, erfüllte ihn jedes Mal mit einem Stolz, den er in Deutschland nicht gekannt hatte.

Da ertönte von weit her die Stimme einer Frau. »Wo bist du!«, rief sie. »Komm zu mir. Ich will dir etwas sagen. ... Wo bist du? Komm zu mir. Ich will dir etwas sagen. ... Wo bist du? Komm zu mir. Ich ...« Die Sätze wiesen eine starke Akzentfärbung auf. Vermutlich handelte es sich um eine Indianerin, die normalerweise Guaraní sprach. Der Tonfall war seltsam monoton. Plötzlich erkannte er die Frau. Er wusste auch, wer ihre Beschützer waren. Sie waren also gekommen.

Obwohl er mit ihrer Ankunft gerechnet hatte, spürte er Panik in sich aufsteigen. Er wollte weglaufen, weit weg von hier. Doch in welche Richtung sollte er sich wenden? Wohin sollte er fliehen? Er war von Sümpfen umgeben. Nach Försterrode musste er mehrere Lagunen mit brusthohem Wasser durchqueren, in denen sich Schlangen tummelten. Einen ganzen Tag würde er brauchen, ehe er das Dorf erreichte. Doch auch bei Elisabeth Förster, der Ehefrau seines verstorbenen Mentors, würde er keinen Schutz finden. Die Schwester des berühmten Philosophen Friedrich Nietzsche hatte ihn nach der Versammlung zur Seite genommen und ihm gesagt, dass er durch seine Zwischenrufe die Lage zugespitzt hätte. In ihrem Krämerladen bräuchte er sich nicht mehr blicken zu lassen.

»Wo bist du?«, rief die Indianerin wieder. »Komm zu mir. Ich will dir etwas sagen. ... Wo bist du? Komm zu mir ...«

Alles, was ihm jemals etwas bedeutet hatte, befand sich auf diesem fünfzig Quadratcuadros großen Weide- und Ackergut, das er vor zwei Jahren für den Preis von dreihundert Mark erworben hatte. Hier, in der Stille des Waldes, hatte er sich zum ersten Mal heimisch gefühlt. Es störte ihn

nicht, dass das Brunnenwasser brackig schmeckte. Er gab sich vollkommen mit dem zufrieden, was die Natur für ihn bereithielt. Wenn sie ihn von hier vertreiben würden, dann wäre er entwurzelt.

Mit klopfendem Herzen sammelte er sein Werkzeug ein und stolperte auf den Trampelpfad, zwischen Schlingpflanzen, knorrigem Geäst und fauligen Tümpeln, zurück zu seiner Behausung. In einiger Entfernung galoppierte ein Aguti, ein schlankes Nagetier mit bräunlichem Fell, durch die Sträucher. Die Sonne tauchte hinter den schwankenden Baumwipfeln unter und sandte ihr Abendlicht aus, das in den Pfützen wie flüssiges Gold funkelte. Vorbei an den Orangenbäumen erreichte er die brusthohe Umzäunung, die er rings um sein Haus, den Geräteschuppen, den Hühnerstall und das Coral errichtet hatte, um sein Hab und Gut vor wilden Tieren zu schützen. Er trat durch das offene Tor und ging über den Hof.

Die schlanke, groß gewachsene Indianerin stand vor dem Blockhaus. Ihr schneeweißes Hemd war bis zum Nabel aufgeknöpft, sodass ihre Brüste und der flache Bauch entblößt waren. Noch nie hatte er so viel nacktes Fleisch bei einem Weib gesehen, und so sehr er sich gegen seine Gefühle auch wehrte, erregte ihn ihr Anblick. In Försterrode wusste jeder, dass sie nicht ganz richtig im Kopf war, und auch jetzt blickte sie durch ihn hindurch, als wäre er gar nicht da. In einem ewig gleichen Singsang rief sie: »Wo bist du? Komm zu mir. Ich will dir etwas sagen. ... Wo bist du? Komm zu mir ...«

Erst als drei Männer aus dem Blockhaus traten, verstummte die Indianerin. Das ganze Gesindel der Kolonie hatte sich eingefunden: der Wortführer Koslowski, der an der Stelle, wo sich die beiden Flüsse Aguarayguazú und Aguaray-mi vereinten, das Auswandererhaus betrieb und den Neuankömmlingen die letzten Ersparnisse aus der Tasche leierte. Sein erster Mann Schmitz, ein brutaler Sachse, der in Försterrode die Gastwirtschaft »Zum deutschen Kaiser« führte und Zuckerrohrschnaps brannte. Und Riemenschneider, ein Hamburger Bonvivant mit Fistelstimme, der in Deutschland angeblich als Kunstmaler gearbeitet hatte und die Junggesellen der Kolonie mit Huren aus San Pedro versorgte.

»Na also«, sagte Koslowski und schob seinen ausgefransten breitkrepfigen Strohhut aus der Stirn. Vom starken Zigarrenrauchen hatte

sich sein Schnurrbart gelblich verfärbt. Unter seinem speckigen Lederwams trug er einen breiten Gürtel, von dem ein Trommelrevolver und ein langes Hirschmesser zum Ausweiden baumelten. »Du kannst von Glück reden, dass du von alleine gekommen bist.«

»Ich ... ich«, stammelte er und suchte nach den richtigen Worten. »Ich wollte euch bei der Versammlung klarmachen, dass ihr vom rechten Weg abgekommen seid. Das müsst ihr doch verstehen.«

»Ist ihm das gelungen?«, fragte Koslowski.

Als Antwort spuckte Schmitz aus.

»Seht ihr denn nicht«, fuhr er schnell fort, »welche einzigartige Chance sich uns bietet. Wir können ein reinrassiges und moralisch hochstehendes Germanien erschaffen. Aus diesem Grund sind wir doch hergekommen.«

»Was dich in die Wildnis getrieben hat«, erwiderte Koslowski, »interessiert mich nicht, aber ich bin den Lockrufen von Förster gefolgt, der Paraguay in den ›Südamerikanischen Colonial-Nachrichten‹ als Schlaraffenland angepriesen hat. Und jetzt schau dich mal um. Sieht so ein Land aus, in dem Milch und Honig fließen? Förster war ein Lügner, und es ist gut, dass er keinen Schaden mehr anrichten –«

»Du bist das Lügenmaul«, stieß er heftig keuchend hervor. »Wie kannst du es wagen, sein Ansehen zu beschmutzen? Er war ein großer Visionär, der euch allen himmelhoch überlegen war. Warum seid ihr überhaupt hier? Ich will, dass ihr meinen Grund und Boden verlasst. Sofort.«

»Keine Sorge«, erwiderte Koslowski. »Wir werden schon noch gehen, aber nicht, bevor wir unseren Spaß gehabt haben. Ist es nicht so, Männer?«

Riemenschneider verzog seine Lippen zu einem anzüglichen Grinsen.

»Heute ist dein Glückstag«, sagte Koslowski. »Heute kannst du so viel pimpern, wie du willst.«

Er starrte die Indianerin an. Darauf lief es also hinaus. Sie wollten ihm keine körperliche Gewalt antun, sondern ihn moralisch zerbrechen.

»Nun seht euch das an«, sagte Koslowski. »Ich glaube, er fängt an zu heulen.«

»Hau ihm mal in die Fresse«, rief Schmitz. »Das wird ihn kurieren.«

»Schau dir unsere Raquel doch mal an«, sagte Koslowski. »Ist sie nicht ein Leckerbissen? Und das Beste ist, dass sie vom Pimpeln nicht genug bekommt. Guck mal!« Er steckte seine Hand unter ihren Rock. Sofort stöhnte sie heiser auf und stieß mit dem Unterkörper vor und zurück. In ihre Augen trat ein seltsamer Glanz. »Ich bin mir sicher, dass ihr euch prächtig verstehen werdet«, sagte Koslowski. Dann legte er der Indianerin und ihm eine Hand um die Schultern und führte sie zum Blockhaus. »Drunten haben wir es euch gemütlich gemacht. Es wird euch an nichts mangeln.«

Fortwährend liefen ihm Tränen über die Wangen. Er konnte nichts dagegen tun. Er war noch nie mit einer Frau zusammen gewesen, aber nicht aus einem Mangel an Gelegenheit, sondern weil er wählerisch sein musste. Das war er seinem Volk schuldig. Die schlimmste Verfehlung eines Germanen war es, sich mit einer minderwertigen Rasse einzulassen. Er hatte immer auf eine Frau gewartet, die seinem Ideal entsprach. Natürlich waren Paraguerinnen, was ihre charakterlichen und geistigen Anlagen anging, den Jüdinnen vorzuziehen. Auch die halbwilden Negerinnen und hinterlistigen Kreolinnen rangierten hinter den Indianerinnen, aber er konnte unmöglich mit einer von ihnen verkehren. Das würde er sich niemals verzeihen.

»Das geht nicht«, stammelte er und wollte stehen bleiben. »Ihr seid doch auch Deutsche. Ihr müsst doch wissen, dass unser Blut unser wertvollster Besitz ist.«

Koslowski packte ihn brutal im Nacken. »Du wirst staunen, wie gut das gehen wird«, sagte er und zwang ihn ins Blockhaus.

Auf dem Lehmfußboden hatten sie mehrere Decken ausgebreitet, ringsherum standen brennende Petroleumlampen.

»Zieh dich aus und leg dich auf den Rücken«, befahl Koslowski. »Alles andere kannst du Raquel überlassen. Jetzt wollen wir mal sehen, ob du was Besseres bist.«

Als er kurz zögerte, zog Koslowski den Revolver und steckte ihm den Lauf zwischen die Zähne. Dann spannte er den Hahn. »Nur, damit wir uns richtig verstehen«, sagte er. »Wenn du nicht tust, was ich dir sage, werde ich dich

erschießen und deine Gebeine im Wald vergraben. Das ist meine letzte Warnung. Das nächste Mal drücke ich ab.«

Damit war sein Widerstand gebrochen.

Ein bewaffneter Mann hielt sich immer in der Hütte auf und bewachte ihn. Die anderen kamen manchmal herein, um ihn zu beobachten. Von Zeit zu Zeit flößten sie ihm Zuckerrohrschnaps ein, obwohl er noch nie Alkohol getrunken hatte. Sie stopften ihm auch gegrilltes Affenfleisch in den Mund, obwohl er sich streng vegetarisch ernährte.

Und Raquel?

Am Anfang hatte er ernsthafte Befürchtungen gehegt, ob er unter diesen Umständen überhaupt zum geschlechtlichen Verkehr imstande sein würde, aber die Indianerin verfügte über einen erstaunlichen Instinkt, der sie genau wissen ließ, welche Art von Zuwendung er brauchte, um das Drumherum zu vergessen. Dann setzte sie sich auf ihn und wand sich stöhnend und seufzend über ihm, bis sie Befriedigung gefunden hatte, die nie von langer Dauer war.

Im Laufe der Nacht stumpfte er ab, und irgendwann wurde ihm die Anwesenheit der anderen Männer egal. Manchmal hörte er, wie der Wind um das Haus strich. Manchmal hörte er das Brüllen eines Jaguars oder eines Pumas. Und dann spürte er wieder ihre Hände, ihren feuchten Mund und ihre schweißnasse Haut. Sie tat alles, um ihn zu erregen, und er drang in sie ein, um sich erneut in ihren Schoß zu ergießen.

Er musste irgendwann vor Erschöpfung eingeschlafen sein, denn als jemand ihn an den Haaren packte und brutal nach draußen zerrte, dämmerte der Morgen bereits. Der Himmel stand in einem zarten Rot über den schattigen Baumwipfeln, und ringsum stieg der Dunst aus dem Boden.

»War es gut?«, schrie Koslowski. Seine Augen waren blutunterlaufen, und er stank nach Schnaps. Schwankend zog er seinen Revolver und feuerte in die Luft, sodass Vögel aufflogen. »Ich hab ja gesehen, wie es dir gefallen hat, du Hurenbock. Keinen Deut besser bist du als wir. Und jetzt will ich, dass du verschwindest. Hau ab! Solltest du dich noch einmal sehen lassen, knall ich dich ab. Hast du das verstanden?«

»Hier sind seine Klamotten«, sagte Schmitz und warf die Hose, das Hemd und seine Holzschuhe auf den Boden.

»Los, verschwinde endlich«, schrie Koslowski und versetzte ihm einen brutalen Tritt. »Ich kann dich nicht mehr sehen.«

Mit schmerzverzerrtem Gesicht klaubte er seine Sachen zusammen und rannte Richtung Tor. Von Raquel fehlte jede Spur. In sicherem Abstand von seiner Behausung kleidete er sich an und hielt sich dann in westliche Richtung. Irgendwann würde er auf den Rio Paraguay treffen und dann nach Süden weiterlaufen. Er zweifelte nicht daran, dass Koslowski es ernst gemeint hatte. Im Dschungel konnte man einen Leichnam vergraben, ohne dass er jemals gefunden wurde. Ein Menschenleben war hier nichts wert.

Als ihm klar wurde, dass er weder Försterrode noch sein Ackergut wiedersehen würde, sank er auf die Knie und vergrub das Gesicht in den Händen. Ihre herrliche Idee von Neu-Germanien war gescheitert. Ihr größter Fehler war es gewesen, dass sie unter den Siedlern keine Auswahl getroffen hatten. Kein Germane hätte sich je so aufgeführt wie dieser Koslowski, wie dieser Schmitz oder wie dieser Riemenschneider. Auch wenn sie behaupteten, Deutsche zu sein, hatte sich ihr jüdischer Einschlag gezeigt. Ihr Blut war durch und durch verseucht.

Ein heftiger Zorn wallte in ihm auf, half ihm auf die Beine und ließ ihn weiterlaufen. Wegen der ungeheuren Machtfülle der Juden hatten sie Deutschland verlassen. Dass der Arm der Itzigs bis nach Paraguay reichte, hätte er niemals für möglich gehalten. Jetzt zweifelte er nicht mehr daran, dass ihr Einfluss grenzenlos war. Mit erhobener Hand leistete er einen Schwur: Wenn er den Fußmarsch nach Asunción überleben sollte, wenn er genügend Geld aufbringen würde, um sich von Montevideo nach Europa einzuschiffen, dann würde er sich nicht mehr zu erkennen geben, dann würde er seine Rasse aus dem Verborgenen verteidigen.

Sieben Jahre später

Gerichts



Beitrag.

Zeitschrift für Kriminal-, Polizei- und Civil-Gerichts- und Strafrechtspflege des In- und Auslandes, verbunden mit politischer Kritik und einem Feuilleton.

Erscheint wöchentlich dreimal: Dienstag, Donnerstag, Sonnabend (morgens) je 2-3 Bogen à la 4.

Verantwortlicher Redacteur: W. Quanter in Berlin.

Sonnabend, den 6. Juni.

Das Recht unter Recht, Gerechtigkeit unter Gerechtigkeit.

Abonnement: Im Deutschen Reich und in Oesterreich vierteljährlich 2 Mark 60 Pf., In Berlin einjährlich 2 Mark 40 Pf., monatlich 60 Pf.

Insertate: Die viergespaltene Zeilenbreite 40 Pf., die ganze Seite 210 Mark.

Verlag und Expedition: Gustav Behrend (Hermann Höfner) Berlin W., Neben-Strasse 34.

Reichsgericht. Zweiter Strafsenat.

Die alte Behauptung, daß den Juden die von Christen lebenden durch ihren Ritus zur Missethat verleitet werden, hat schon oft eine gerichtliche Debatte herbeigeführt, und es sind vor Gericht viele Male Debatten über diese Frage durchgeführt. Das hiesige Landgericht I. achtete darauf sich deshalb auf den Standpunkt gestellt das Gericht dazu zu sein, frivole Behauptungen und zur Entscheidung zu bringen, es zur Beurteilung eines Verbrechens notwendig sei, welche Auffassung von dem der Sache gebührt, d. h. ob er über ein Ritualmord gebe.

Der bekannte antisemitische Redakteur hatte in der Nummer am 6. seiner Zeitschrift „Deutscher Generalanzeiger“ die jüngste Ritualmordverurteilung, in welchem er erzählte, daß im Jahre 1895 in einem kleinen ungarischen Ort ein Ritualmord an einem jüdischen Mädchen geschah, wobei ein christlicher Jude, welcher vorher in der öffentlichen Meinung angeklagt worden war, die Schuld an dem Verbrechen zu sich nahm. Der Artikel erzählt weiter, daß das Judentum ohne Rücksicht auf unschuldige Christen die Verantwortung für diesen Mord auf sich zu nehmen suche. Das Blut ist getrocknet und zu Pulver verarbeitet, wobei eine mit in seine Heimat nach Wien dann dem Diermeier und die damit der Haß gegen das Christentum verbreitet, welcher der Beschimpfung des Judentums und Gotteslästerung, gab der Gericht an, daß er die Verurteilung des Ritualmordes übergebe nicht den Christen, den unser Gesetz schützen wolle, angegriffen, sondern die Schuld sei vom Christentum, Religionsgenossen behauptet, da wird keine, kann sie es doch unmöglich Religionen für beschimpfung Ritualmord gerechtfertigt werden.

Das Gericht war der Ansicht, Strafgesetzbuch ebenso den Begriff wie den eines Christentums zu behaupten der Gotteslästerung sei eine gewisse Freiheit des Ausdrucks, er dies liegt hier nicht vor. Der Kampf gegen das Judentum aufgabe gemacht, und wenn Religion den Ritualmord eine scharfe Bekämpfung des Standpunktes des Angeklagten die Frage nach dem Vorhandensein das Gericht aber nicht lösen zu unter den Parteien und den G. seine Einigkeit herrsche.

Gegen dieses Urteil legte Revision ein, und vor dem Reichsgericht aus, daß nicht Punkt des Verbrechens den die das Gesetz den Verbrechens die, und eine Regel könne es im Ausdruck liegen. Das Reichsgericht hob die auf und wies die Sache zu gute Ueberzeugung an, gute Ueberzeugung des Verbrechens die Strafbarkeit nicht aus, v

Vermischtes

Über den Mord im Zoologischen Garten vom Dritten des Monats werden vom Polizeipräsidenten folgende nähere Mitteilungen gemacht: Bei seinem Dienstantritt im Affenhaus bemerkte der Tierpfleger Streich, Neuenburger Str. 8, blutige Fußabdrücke im Publikumsraum. Nachdem er die Innenkäfige und die Gewächshäuser abgesucht hatte, machte er im Außenkäfig, dem sog. Pavillon, eine furchtbare Entdeckung. Ein älterer Mann war über einen großen Stein gelegt und Opfer einer rituellen Tötung geworden. Weitere Einzelheiten der Bluttat wurden nicht bekannt gegeben. Bei dem Opfer handelt es sich um Salomon Hirsch, der mit seiner Familie in der Villenkolonie Westend, Platanenallee 8, wohnte. Der Einundsechzigjährige war mosaischen Glaubens und verlegte u. a. das »Berliner Tageblatt«, die »Berliner Morgenzeitung« und die »Technische Rundschau«. Außerdem brachte er über hundert Fachzeitschriften heraus. Mit Salomon Hirsch verliert das Deutsche Zeitungswesen einen seiner einflussreichsten Vertreter. Er hinterläßt seine Ehefrau Esther, fünf Kinder sowie mehrere Enkelkinder und Töchter. Seine Bestattung fand am Freitag auf dem jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee statt.

... Strafkammer. ... Wilhelm Schmidt ist ein ... der es versteht, seine ... um mit Erfolg und ohne ... zu können, hatte er sich ... in Verbindung gestellt ... ein Charakter von der Art ... schon manche Strafe ... im Justizhaus gefesselt. Die ... Dame bemog Schmidt, mit ... anzuflüpfen, ihnen bei dem ... das Vorzimmer zu ... der Beute unsichtbar zu werden. ... an irgendeinem verletzlichen ... den Raub in Empfang nehmen. ... hatte denn auch mit größter ... der sie ein Stück Weges ... war mit dem Vorzimmer ... die daselbst dem Schmidt zugesandt ... trat begünstigt den Beimgang an; ... sagte es, daß sie gerade dem ... Weg liefen. ... ste seinen Verlust sofort, nachdem ... er mit auffälliger Hast verlassen, ... wußte auch, daß ihm niemand als ... das Vorzimmer geflohen haben ... deshalb das Vorzimmer wurde ... anzugewandten Schatzkammern an, daß ... Schmidt die Beute bereits übergeben ... die aber Gelegenheit gefunden, der ... Beute schnell wieder zuzufinden, und ... bemerkbar fallen. Die List gelang aber ... denn das Vorzimmer wurde ... Schmidt der wankerte in Unterjuchung ... des Rückfahrdichthals angelagert zu ... agte wurde zu einigen Jahren ... nun gab sie an, welche Rolle Schmidt ... genheit gespielt hatte. Schmidt wurde ... Hirsch angeklagt, und nun wurde die ... er als Zeuge aus dem Justizhaus ... ft war der Ansicht, daß dem Angeklagten ... Handwerk gelegt werden müsse. Das ... auf 1 Jahr 6 Monate Gefängnis, und ... wurde sofort in Haft genommen. Das ... er erwartet, und der hünenhaft gedauerte ... deshalb bei der Uebersiedelung wie

Das Schreckt, Bürgerlichen Gesellschaft in Aussicht stellt. ... unfähigkeit des Reichstages. ... Beiträge über den Entwurf eines Bürger ... wünschens, welche von den verschiedenen ... sischen Universitäten in der hiesigen juristi ... schaft gehalten worden sind, ausdauernd mit ... hat, der wird, selbst abgesehen von dem ... elchen Herr Geheimrat Professor Dr. Sohm ... Wert zu verbreiten Berechtigung genug hatte, ... Ueberzeugt haben, wie man bemerkt ist, die ... stheit des Reiches zu räumen und gegen ... lge dessen Schwächen in den Hintergrund zu ... an dieser Stelle ist man bemüht gewesen, in ... nne zu wirken. Ein einziges bürgerliches ... für das geehrte Deutsche Reich geschaffen ... um jeden staatlichen Unrecht wenigstens im ... schwinden zu lassen. Der Reichstag ist ver ... mäßig berufen, um über den Entwurf mit ... Es kann nicht als ein Glück für den Ent ... zeichnet werden, daß er demselben Reichstag ... der über Margarine und Zucker keine ge ... zwei Beilagen.

Die Wannseevilla »Klein-Sanssouci«

Der Kriminologe Dr. Otto Sanftleben saß an seinem Schreibtisch und schaute sorgenvoll durch das Fenster auf den grauen Wannsee. Sein schwarzer Leibdiener und Ziehsohn Moses Katouje war in der vergangenen Nacht nicht heimgekommen. Durch Ottos Protektion hatte der Dreiundzwanzigjährige das Abiturrexamen am Gymnasium zum Grauen Kloster ablegen können. Gestern hatte er sich mehrere Vorlesungen an der Friedrich-Wilhelms-Universität angehört, um einen ersten Eindruck vom Leben eines Studiosus zu erhalten. Beim Abschied hatte er gesagt, dass er mit der letzten Wannseebahn heimkehren wolle. Unentschuldig war er noch nie so lange ausgeblieben. Hoffentlich war ihm nichts passiert!

Um sich abzulenken, widmete sich Otto den Unterlagen auf seinem Schreibtisch. Zurzeit arbeitete er an einem Buch mit dem Arbeitstitel »Die Körpersprache der Kriminellen. Denkanstöße für Untersuchungsrichter, Vernehmungsbeamte und interessierte Laien«. Durch die freundliche Vermittlung des Geheimen Sanitätsrats Baer hatte er im Strafgefängnis Plötzensee über hundertfünfzig Häftlinge befragen können. Bei den Gesprächen hatte er weniger auf die Antworten der Männer, sondern mehr auf ihr Verhalten und ihre körperlichen Reaktionen geachtet. Seine Beobachtungen hatte er in Stichpunkten festgehalten, die er nun ausformulierte. Im Moment dachte er über ein Kapitel nach, das sich mit Begrüßungen beschäftigte, aber seit den Morgenstunden hatte er noch nichts zu Papier gebracht. Er konnte sich nicht konzentrieren.

Nachdem er drei Kanapees mit Fleischragout, Sauerrahm und Havelzander verschlungen hatte, ging er durch seinen Arbeitsraum. Während er sich an die Balkontür lehnte und zu den grauen, westwärts ziehenden Wolken aufschaute, tätschelte er seinen Bauch. Früher war er ein Vorkämpfer der Fahrradbewegung und ein erfolgreicher Radrennfahrer gewesen, der auf seinen Körper geachtet hatte. Kurz nach seinem Triumph

im »Meisterschaftsfahren von Deutschland« hatte er jedoch das Training eingestellt. Mittlerweile war er einundvierzig Jahre alt. Manchmal redete er sich ein, dass seine Forschungen, die Beratertätigkeit bei der Kriminalpolizei und seine Buchprojekte ihm keine Zeit ließen, um sich auf dem Rover-Trainier-Apparat zu schinden, aber natürlich wusste er es besser. Er war bequem geworden.

Otto zog seine Taschenuhr aus der Westentasche und schaute auf das Ziffernblatt. Wo steckte Moses nur? Obwohl sie einen freundschaftlichen Umgang pflegten und sein Leibdiener ihn sogar duzen durfte, war er sehr gewissenhaft. Einfach auszubleiben, ohne eine Nachricht zu hinterlassen, passte nicht zu ihm. Wenn er in einer Stunde nicht heimgekehrt ist, dachte Otto, telegrafiere ich meinen Eltern und meinem Bruder. Und wenn er sich nicht bei ihnen aufhält, verständige ich die Polizei. Besser zu früh als zu spät.

Otto wollte sich gerade zur Chaiselongue begeben und in einigen Radfahrerzeitschriften blättern, als die Haustür mit einem Knall zuschlug. Sofort eilte er aus seinem Arbeitsraum, hastete den Gang hinunter und erreichte die Marmortreppe. Während er sich am Messinglauf festhielt, sprang er die Stufen hinunter. In der Eingangshalle sah er zuerst das Hausmädchen Lina, die wohl den Knall ebenfalls gehört, kurz nach dem Rechten geschaut und sich bereits auf den Rückweg in die Küche begeben hatte. Dann sah er Moses im Garderobenbereich stehen. Er entledigte sich gerade seiner Joppe.

»Wo warst du?«, fragte Otto. »Ich habe mir Sorgen gemacht.«

»Lass mich zufrieden«, erwiderte Moses und wollte sich an seinem Dienstherrn vorbeischieben.

»Moment«, sagte Otto und hielt ihn am Arm fest. »Wir hatten vereinbart, in einem vernünftigen und respektvollen Ton miteinander zu reden. Eine solche Antwort und ein solches Verhalten kann ich nicht akzeptieren.« Erst jetzt gelang es ihm, seinen Leibdiener genauer in Augenschein zu nehmen. In dem schwarzen Kraushaar steckten zwei Fichtennadeln. Über seine dunkelbraunen Wangen liefen weiße Salzbahnen, als hätte er Tränen vergossen, die getrocknet waren. An seinem Oberhemd fehlte ein Knopf, und der Schnürsenkel seines linken Schuhs stand offen.

»Es hat keinen Sinn«, sagte Moses. »Daran kannst nicht einmal du etwas ändern.«

»Wovon sprichst du?«

»Weißt du, was er gesagt hat?«, fragte Moses.

»Wer denn?«

»Gestern habe ich die Vorlesung ›Allgemeine pathologische Anatomie‹ besucht. Und als mich Professor von Trittin im Hörsaal sitzen sah, nannte er mich einen typischen Vertreter des sogenannten Hosenniggers. Meine Kommilitonen sollten sich nicht durch meine Anwesenheit täuschen lassen. Meine schlechte Stirn und meine stark entwickelten Fresswerkzeuge seien eindeutige Indizien, dass ich nicht die geistigen Voraussetzungen mitbrächte, um ein Universitätsstudium erfolgreich abzuschließen.«

»Ach herrje«, sagte Otto. Es war nicht das erste Mal, dass Moses wegen seiner Hautfarbe beleidigt wurde, aber eine solche Schmäherei aus dem Munde eines angesehenen Wissenschaftlers zu hören, musste ihn besonders kränken. »Und dann?«

»Danach bin ich rumgelaufen und habe nachgedacht. Die ganze Nacht lang. Erst in der Stadt und dann durch den Grunewald. Es hört nie auf! Sie werden immer weitermachen. Ich werde immer ein Außenseiter bleiben.«

»Das wollen wir doch mal sehen«, sagte Otto und griff schon nach der Türklinke. »Komm mit.«

»Wo willst du hin?«

»Ich weiß zufällig, wo sich Professor von Trittin gerade aufhält. Besser gesagt: Ich weiß, wo er sich jeden Samstag von Mai bis Oktober aufhält. Wir statten ihm einen Besuch ab und geben ihm zu verstehen, dass wir uns eine solche Behandlung nicht gefallen lassen.«

»Das bringt doch nichts.«

»Lass das nur meine Sorge sein!«

Wenig später marschierte Otto im Sturmschritt die Große Seestraße hinunter und bog auf das Grundstück des Vereins Seglerhaus am Wannsee ein. Mittlerweile war er so in Wut geraten, dass er sich sehr zusammennehmen musste, um den Namen des Despoten nicht herauszuschreiben.

»Lass dich zu nichts hinreißen«, bat Moses, der mittlerweile aufgeschlossen hatte. »Ein Streit würde meine Situation in keiner Weise verbessern, ganz im Gegenteil, er würde nur böses Blut schaffen.«

»Ja, ja«, erwiderte Otto ungeduldig und hielt Ausschau nach Professor von Trittin. Auf dem Rasenplatz stand ein Mast mit einer roten Toplaterne, die immer brannte, wenn gefeiert wurde. Unter den großen Bäumen saßen ältere Damen und nippten an ihren Teetassen. Nahe der Wasserkante passierte der Platzwart die Slipanlage und ging zu dem Steg für die kleineren Boote. Bei der Kegelbahn, die sich bei Flaute großer Beliebtheit erfreute, hielt sich niemand auf.

Otto beschloss, sein Glück im Seglerhaus zu versuchen. Zwei meisterhaft geschnitzte Scheunentore dienten dem Fachwerkgebäude, das mit Butzenscheiben ausgestattet war, als Eingang. Davor saßen einige Vereinsmitglieder an einem Tisch und tranken aus großen Humpen Bier. Gerade als Otto einen von ihnen ansprechen wollte, trat Professor von Trittin in Begleitung eines Segelkameraden ins Freie.

Otto wusste, dass der klein gewachsene Professor studierter Mediziner war und das vierzigste Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. Hauptberuflich arbeitete er als Direktor der Afrika- und Ozeanienabteilungen im Königlichen Museum für Völkerkunde. Nachdem er im Fach Anthropologie habilitiert hatte, war ihm im vergangenen Jahr das Prädikat »Professor« verliehen worden. An der Friedrich-Wilhelms-Universität veranstaltete er als Honorar Dozent Vorlesungen. In Akademikerkreisen galt er als Talent und war mehrfach für seine wissenschaftliche Seriosität gerühmt worden, was sich in seinem Kleidungsstil nicht widerspiegelte.

Professor von Trittin trug Segelschuhe aus weißem Lackleder, die mit ihren hohen Absätzen für den Wassersport gänzlich ungeeignet waren. Über einer weißen Hose hatte er eine marineblaue Kapitänsjacke an, die an den Schultern und im Brustbereich so stark wattiert war, dass sein schwächlicher Oberkörper unnatürlich aufgebläht wirkte. Auf seinem winzigen Kopf thronte eine sehr schlanke Kapitänsmütze, die ihm noch einige zusätzliche Zentimeter in der Gesamthöhe verschaffte. Der Professor hatte alle nur denkbaren Anstrengungen unternommen, um imposanter, männlicher und

größer zu wirken. Trotzdem reichte er Otto nicht mal bis zur Kinnschneise, und diese Feststellung bezog sich vermutlich nicht nur auf Trittins Körpergröße.

»Sanftleben«, sagte der Professor schneidig. Er war näher getreten und schaute zuerst nach unten, dann zu Moses. »Wie ich sehe, haben Sie Ihr Faktotum mitgebracht.«

Otto war dem ersten Blick des Wissenschaftlers gefolgt und bemerkte erst jetzt, dass er im Aufruhr der Gefühle ganz vergessen hatte, sich anständiges Schuhwerk anzuziehen. Noch immer trug er seine Lieblingshausschuhe, die an der Fußspitze mit pelzigen Flauschebommeln besetzt waren, die vom strammen Marsch noch wackelten. Otto schnaufte ungehalten und nahm Haltung an. Er hatte es nicht nötig, sich und seinem Anliegen mehr Geltung zu verschaffen, indem er sich ausstaffierte wie der Professor. Ein Mann konnte jedes Kleidungsstück mit Würde tragen, wenn er nur den rechten Charakter hatte. Deshalb hob Otto seinen Fuß an und setzte ihn demonstrativ auf den Kopf eines nackten Bronzeamors, der zur Zierde in einem Blumenbeet stand. »Wie viele Ihrer Studenten waren bisher Neger?«, fragte Otto.

»Was glauben Sie denn?«, erwiderte Professor von Trittin. »Natürlich kein einziger.«

»Dann können Sie unmöglich wissen, ob der Neger im Allgemeinen und mein Leibdiener im Besonderen zum Universitätsstudium taugen. Obwohl Deutsch nicht seine Muttersprache ist, hat Moses sein Abiturrexamen mit ordentlichen Noten abgelegt. In Musik wurden ihm sogar sehr gute Leistungen bescheinigt. Er verfügt nicht nur über die notwendige Zugangsqualifikation, sondern hat auch seine geistige Reife unter Beweis gestellt. Ich ersuche Sie daher dringend, von beleidigenden Reden, wie Sie sie gestern im Hörsaal gehalten haben, zukünftig Abstand zu nehmen. Ansonsten sehe mich gezwungen, eine Beschwerde bei der Universitätsleitung einzureichen. Außerdem verlange ich eine Entschuldigung.«

»Sanftleben«, sagte Trittin. »Neger werden niemals ermessen können, was unser herrliches Vaterland an Bildung, Wissenschaft und Forschung hervorgebracht hat. Seit jeher waren sie der heißen afrikanischen Sonne

ausgesetzt. Die große Hitze und der Mangel an Wasser hat ihr Gehirn schrumpfen lassen. Im besten Fall sind sie wie kleine Schimpansenbabys, die drollige Fratzen ziehen, aber an einer Universität, an einer Stätte des deutschen Schöpfergeistes, haben sie nichts verloren. Haben Sie einmal das Buch des Grafen Gobineau ›Essai sur l'inégalité des races humaines‹ gelesen? Oder sind Sie des Französischen nicht mächtig?«

»Natürlich habe ich Gobineau gelesen«, erwiderte Otto. »Was er über die Qualitäten seiner Rassegruppen zu Papier bringt, hat nichts mit einer seriösen Beweisführung zu schaffen und basiert lediglich auf Scheinargumenten und Behauptungen. Gerade Sie als Wissenschaftler sollten das begriffen haben. Mit seiner resignierten und pessimistischen Haltung hätte ich dem Grafen eher einen ausgedehnten Kuraufenthalt in Karlsbad empfohlen, als sich weiter mit diesen Irrthesen zu beschäftigen. Vielleicht würde er dann noch leben.«

In diesem Moment verabschiedete sich der Segelkamerad des Professors. »*Au revoir*, Emil. Bis nächsten Sonntag bei der Übungsregatta.«

»Warte mal«, sagte Professor von Trittin. »Wie viele Boote hat die Werft aus Blankenese eigentlich geliefert?«

»Insgesamt zehn«, antwortete der Segelkamerad. »Fünf für den Akademischen Segelverein in Pichelsdorf und fünf für uns.«

»Es liegen aber nur neun Nennungen für die Übungsregatta vor. Dann wäre ein Boot frei«, sagte Trittin und zeigte den Anflug eines hinterhältigen Lächelns. »Sanftleben, was halten Sie davon, wenn wir um den Studienplatz für Ihr Faktotum ein Wettsegeln veranstalten?«

»Davon halte ich rein gar nichts«, erwiderte Otto. »Es steht Ihnen nicht zu, über einen Studienplatz für Moses zu entscheiden. Das ist die Aufgabe der Universitätsverwaltung. Wir warten immer noch auf eine Entschuldigung.«

»Heißt das, dass Sie und Ihr Faktotum generell zu feige sind, um in einer Regatta gegen mich anzutreten?«

»Natürlich nicht!«

»Gut, dann sage ich Ihnen was. Eine Entschuldigung wäre nur angebracht, wenn meine Aussagen nicht der Wahrheit entsprächen und ich Ihr Faktotum

in fälschlicher Weise beschrieben hätte. Wie Sie wissen, ist Segeln nicht nur ein Akt der Körperlichkeit. Es geht auch darum, die Elemente und die Technik zu beherrschen. Ein großer Skipper ist auch immer ein großer Geist. Ich gebe Ihrem Faktotum die einmalige Gelegenheit, meine gestrige Rede zu widerlegen. Wenn er mich bei der Regatta schlägt, werde ich mich in aller Öffentlichkeit bei ihm entschuldigen. Nun, was sagen Sie zu meinem Vorschlag?«

»Sieg oder Niederlage bei einer Übungsregatta würden rein gar nichts über die geistigen Anlagen meines Leibdieners aussagen«, erwiderte Otto. »Aber ja, selbstverständlich nehmen wir die Herausforderung an. Machen Sie sich auf eine saftige Niederlage gefasst. Komm mit, Moses. Es ist alles gesagt worden. Wir gehen jetzt nach Hause.«

»Spätestens morgen haben Sie das Boot«, rief Professor von Trittin ihm nach. »Die Wettsegel-Bestimmungen lasse ich Ihnen in den nächsten Tagen zukommen.«

Ohne sich noch einmal umzudrehen, hob Otto – als Zeichen seines Verstehens – die rechte Hand. Dann bog er von dem Vereinsgrundstück auf die Große Seestraße ab. Nachdem er seiner Verärgerung Luft gemacht hatte, fühlte er sich deutlich besser. Er zog seinen Gürtel straff und atmete die kühle Juniluft ein. Erst jetzt fiel ihm auf, wie ungeeignet seine Hausschuhe für einen längeren Marsch waren. Sie boten ihm kaum Halt, und seine Füße rutschten hin und her.

Moses ging neben ihm her und hielt den Kopf gesenkt. Die Hände hatte er tief in den Hosentaschen vergraben. Plötzlich schoss er einen Stein vom Weg.

»Was ist los?«, fragte Otto. »Freust du dich nicht?«

»Weißt du, was du getan hast?«, fragte Moses.

»Ich habe Professor von Trittin klargemacht, dass wir uns nicht alles gefallen lassen.«

»Nein, du hast dir von ihm eine Falle stellen lassen. Du hast für die Übungsregatta zugesagt. Du hast alles dafür getan, damit wir uns am nächsten Sonntag lächerlich machen.«

»Papperlapapp!«

»Otto, die Gästekarte für den Segelverein kaufst du dir nur, um bei den Weinabenden und den Tanzfesten vorbeizuschauen und gesellschaftliche Kontakte zu pflegen. Du hast noch nie auf dem Wannsee gesegelt, du kannst gar nicht segeln. Und was das Schlimmste ist: Ich kann es auch nicht.«

»Das siehst du völlig falsch. Mitte der achtziger Jahre habe ich meinen Cousin in Hamburg besucht und mehrere Nachmittage auf einer Alsterjolle zugebracht.«

»Jetzt bestätigst du es noch. Du hast so gut wie keine Erfahrung im Segelsport.«

»Das bisschen Backbord und Steuerbord werden wir uns schon beibringen.«

»In acht Tagen?«

»Manchmal kommt es eben darauf an, dass sich ein Mann einer Herausforderung stellt. Nur Mut! Wir werden das Kind schon schaukeln. Jetzt freu dich einfach, dass wir nicht klein beigegeben haben. Wieso steht da am Wegesrand eine Polizeikutsche?«

Ein Schutzmann in Uniform sprang vom Kutschbock und zog seine Mütze vom Kopf. »Tach ooch, Herr Doktor«, sagte er. »Commissarius Funke schickt mir. Ick soll Ihnen sagen, det Se mit Ihrem Schwatten zum Polizeipräsidium kommen soll'n. Und ick soll Se chauffieren, wa.«

Otto überlegte kurz, ob er den Schutzmann zurechtweisen sollte, aber im Gegensatz zu den vielen »Spitznamen«, die Moses wegen seiner Hautfarbe in den vergangenen Jahren erhalten hatte, war »Schwatter« wahrscheinlich nicht einmal abwertend gemeint. »Gedulden Sie sich einen Augenblick«, sagte er. »Ich ziehe mir nur anderes Schuhwerk an.«

Während er zum Haus ging, dachte er, dass ihm der Commissarius noch nie eine Kutsche an den Wannsee geschickt hatte. Es musste etwas passiert sein, das von äußerster Dringlichkeit war.

Polizeikutsche

Der Schutzmann lenkte die Kutsche auf den Kronprinzessinnenweg, dem er bis nach Charlottenburg folgte. Während ein kräftiger Schauer auf das schwarze Verdeck prasselte, dachte Otto über den Grund seiner Konsultation nach.

Nachdem er vor sechs Jahren bei der Überführung eines Serienmörders geholfen hatte, hatte die Kriminalpolizei hohe Erwartungen in seine Fähigkeiten gesetzt. Er hatte Commissarius Funke und dem neuen Kriminaldirigenten ins Gedächtnis rufen müssen, dass er lediglich das äußere Erscheinungsbild von Straftätern studierte. Aus seinen Beobachtungen zog er Rückschlüsse auf seelische Vorgänge und konnte so herausfinden, ob jemand log oder sich in Widersprüche verwickelte. Die Verbrecherphänomenologie konnte keine polizeiliche Ermittlung ersetzen; sein Forschungsansatz war ein Hilfsmittel zur Hinterfragung eines Verdachts.

Dieser Qualifikation entsprechend hatte er sich zu einem Verhörspezialisten entwickelt, der in wichtigen Fällen zurate gezogen wurde, wenn eine polizeiliche Befragung zu keinen Ergebnissen geführt hatte. Seine Vorgehensweise war im Grunde einfach: Zuerst beobachtete er die Körpersprache, dann deutete er sie, und schließlich entwarf er eine Strategie, um den Verdächtigen zu einer Aussage zu bewegen. Dazu schlüpfte er in unterschiedliche Rollen. Er war schon als väterlicher Freund, als Lüstling und als gewaltbereiter Schläger in das Verhörzimmer getreten. Vermutlich sollte er auch heute jemanden befragen.

Nachdem sie das Polizeipräsidium erreicht hatten und aus der Kutsche gestiegen waren, begab sich Otto auf kürzestem Weg zum Büro des Commissarius.

»Guten Tag«, sagte er, nachdem er kurz angeklopft hatte und eingetreten war. »Da sind wir.«

»Ah, mon cher Monsieur Sanftleben. Je suis très heureux, dass Sie es einrichten konnten«, sagte Commissarius Funke und ließ schnell eine Flasche Eierlikör in der Schublade seines Schreibtischs verschwinden. »Sie können ja nicht ahnen, in was für einer Klemme ich stecke. Aber bitte, bitte nehmen

Sie doch Platz, mein Lieber. Kann ich Ihnen etwas anbieten? Einen Bohnenkaffee vielleicht oder ein Tässchen Tee?«

»Es wäre mir lieber, wenn wir gleich zur Sache kommen könnten. Warum sollte Moses mich begleiten? Er ist doch sonst nicht dabei, wenn Sie meine Dienste benötigen«, sagte Otto und setzte sich auf den harten Stuhl. Abgesehen von den Stiefmütterchen auf der Fensterbank zeichnete sich die Einrichtung durch eine nüchterne Zweckmäßigkeit aus. Seit seinem letzten Besuch hatte sich nichts verändert – ganz im Gegenteil zum Commissarius.

Entgegen seinem sonstigen Hang zu allerlei modischem Tand trug er heute nicht einmal Ringe an den Fingern. Sein Anzug war von einem unscheinbaren Grau, und in der Brusttasche steckte ein gewöhnliches weißes Dreieckstuch, das sich auch zum Naseputzen eignen würde. Die sonst so glänzende kohlrabenschwarze Perücke war durch Puder ergraut. Er schien neuerdings den Wunsch zu hegen, sich so unscheinbar wie möglich zu kleiden. Otto rief sich ins Gedächtnis, dass er nicht hier war, um Funkes Verhalten zu analysieren.

»Warum Ihr Leibdiener mitkommen sollte?«, sagte der Commissarius fahrig. »Durch seine Herkunft kann er möglicherweise einen wertvollen Beitrag zur Aufklärung des Falles leisten. Sie haben doch vom Mord im Zoologischen Garten gelesen, Herr Doktor? Und du auch, Moses?«

»Natürlich haben wir das«, erwiderte Otto. »Salomon Hirsch und sein Zeitungsimperium waren deutschlandweit bekannt, aber ich verstehe nicht, was mein Leibdiener damit zu tun haben könnte.«

»Nun, wir haben gestern einen jungen Mann festgenommen. Er ist Herero und gehört zu den Schaunegern, die für die Deutsche Kolonial-Ausstellung in Treptow angeworben wurden. Einerseits soll Moses mir einige Fragen zu den Sitten und Gebräuchen seines Volkes beantworten, andererseits soll er Ihnen beim Verhör hospitieren. Ich hoffe, dass seine Anwesenheit den Verdächtigen günstig beeinflusst. Der Mann will oder kann kein Alibi nennen.«

»Hätte das nicht Zeit bis Montag gehabt?«, fragte Otto.

»Sie verkennen die Lage. Die Berliner Gewerbeausstellung zieht zurzeit Millionen Besucher aus aller Welt an, die sich in unserer Stadt sicher fühlen

sollen. Der Polizeipräsident war heute Morgen in meinem Büro, um mich von allen anderen Fällen zu entbinden und mir jedwede Unterstützung zuzusagen.«

»Was wollen Sie denn wissen?«, fragte Moses.

»Bringen Hereros Menschenopfer dar?«, erwiderte der Commissarius.

»Das ist doch typisch«, platzte Moses heraus. »Alle Deutschen glauben, dass wir unsere Gefangenen wie Schweine mästen, um sie dann mit Butter einzureiben, aufzuspießen und über einem Feuer zu rösten, bis sie schön knusprig sind.«

»Mon Dieu – nein«, rief Commissarius Funke. »Du hast mich völlig falsch verstanden, mein Lieber. Es lag mir fern, dir und deinem Volk derartige Barbareien zu unterstellen. Es ist vielmehr so, dass Salomon Hirsch vermutlich Opfer einer rituellen Tötung wurde. Ich möchte lediglich herausfinden, ob unser Verdächtiger, äh, sagen wir mal, über einschlägige Erfahrungen verfügt.«

»Also doch«, sagte Moses. »Dann lassen Sie sich gesagt sein, dass wir Ehrfurcht vor unseren Vorfahren haben. Damit sie uns wohlgesonnen sind, bringen wir ihnen Opfer dar. Die armen Viehtreiber füllen eine Schüssel mit gerösteten Heuschrecken und stellen sie über Nacht nach draußen. Die reichen Züchter schlachten einen Ochsen, aber ich kann Ihnen versichern, dass nie ein Mensch getötet wurde. Das ist auch gar nicht nötig. Wenn die Ahnen unzufrieden sind, wird einfach ein Zauberer geholt, der mit Beschwörungsformeln, Amuletten und Tänzen den Frieden wiederherstellt. Wurden dem Toten die Hände und Füße zusammengebunden?«

»Wie kommst du darauf?«

»Die Hereros fürchten sich vor der Wiederkehr von bösen Menschen, die als Geister in der Dunkelheit umherwandeln und schlimme Dinge tun. Um das zu verhindern, steckt man dem Toten den Kopf zwischen die Knie und schlingt seine Arme eng um die Schienbeine. Dann schnürt man ihn zu einem Paket zusammen. So kann er sich nicht selbst befreien. Will man ganz sichergehen, zertrümmert man ihm auch noch die Wirbelsäule.«

»Die Wirbelsäule, sagst du?«

»Ist das bei Salomon Hirsch passiert?«, fragte Otto.